

35 Pf.



W. OCHOTNIKOW

# DER ERSCHROCKENE BLITZ



K L E I N E J U G E N D R E I H E

WADIM OCHOTNIKOW

# DER ERSCHROCKENE BLITZ

UND  
ANDERE ERZÄHLUNGEN



VERLAG KULTUR UND FORTSCHRITT BERLIN

1953

4. Jahrgang, Heft 10/1953

Originaltitel:

НАПУГАННАЯ МОЛНИЯ  
ИЗОБРЕТАТЕЛЬ КРАСНОГО ДЕРЕВА  
АВТОМАТЫ ПИСАТЕЛЯ

Deutsch von Erna Becker

Copyright 1953 by Verlag Kultur und Fortschritt GmbH., Berlin

Printed in Germany - Alle Rechte vorbehalten

Lizenz-Nr. 3

Einband: Karl Salzbrunn nach einem Motiv von W. Wysozki

Text-Illustrationen: A. Wassin, nachgezeichnet von Karl Salzbrunn

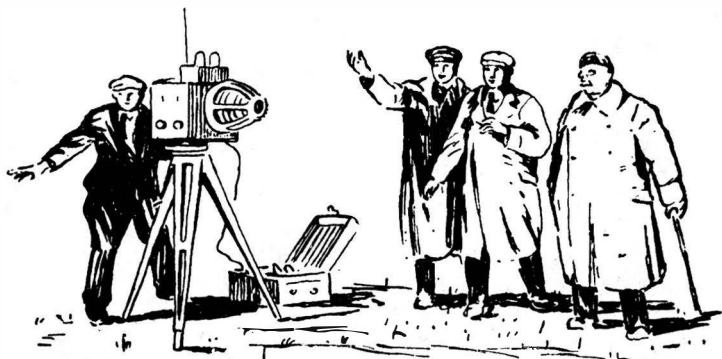
Satz und Druck: (III/9/1) Sächsische Zeitung, Verlag und Druckerei,

Dresden N 23 13418

285/33/53

# **DER ERSCHROCKENE BLITZ**





Unsere Arbeit ist durchaus ernst zu nehmen. Das werden Sie gleich selbst erfahren. Auf unserem Schießplatz führt man nämlich wissenschaftliche Versuche durch, und mit solchen Sachen ist nicht zu spaßen.

Was ich dabei zu tun habe? Ich bin der Kommandant des Schießplatzes, der Wirtschaftsleiter sozusagen! Sie meinen wohl, ich verstehe nichts von der Wissenschaft? Das ist ein Irrtum. So etwas gibt es bei uns gar nicht. Es stimmt zwar, daß ich keine wissenschaftliche Ausbildung habe, aber man hat hier bei der Auswahl der Leute wirklich strenge Maßstäbe angelegt. Ich denke daher, daß man auch mich nicht ein-

fach mir nichts, dir nichts behält, sondern daß man mein Interesse an den verschiedenen Fragen der Wissenschaft berücksichtigt hat.

Da kommt zum Beispiel Professor Pjotr Sidorowitsch zu uns. Kaum ist er da, fragt er gleich:

„Und wo steckt Genosse Woronow? Bitte, suchen Sie ihn!“

Der Professor begrüßt mich stets mit größter Achtung, besonders seit dem Tag, an dem ich den Blitz erschreckt habe.

Ja, ich habe einen Blitz erschreckt! Sie glauben das nicht? Bittet! Dafür gibt es Zeugen, soviel Sie wollen. Sie lachen! Was soll ich da machen? Nun, wenn Sie immer noch lachen, muß ich Ihnen wohl oder übel diese eigentlich ganz unbedeutende Geschichte mit allen Einzelheiten erzählen. Ich weiß allerdings nicht, wie es bei Ihnen mit den wissenschaftlichen Kenntnissen aussieht, ich meine, ob sie ausreichen, mich zu verstehen.

Eines Tages ruft mich mein Chef zu sich und sagt:

„Sorgen Sie für unsere Erfinder hier. Sie sind eben angekommen. Kümmern Sie sich darum, daß sie alles bekommen, was sie brauchen.“

„Jawohl, wird gemacht“, antworte ich. „Kommen Sie mit, Genossen. Was haben Sie für Wünsche?“ frage ich die Ankömmlinge.

„Genosse Kommandant, wir brauchen einen Graben, in dem wir bei unseren Versuchen Deckung nehmen können“, sagt der Professor. „Wir probieren unseren



Apparat das erste Mal aus, und das ist nicht ganz ungefährlich, denn er hat noch Mängel.“

„Das läßt sich machen“, entgegne ich. „Ein Graben ist da. Den haben wir schon öfter gebraucht.“

Dann schaue ich zu, wie die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Professors neben dem Laufgraben einen verzwickten Apparat aufstellen, mit Hebeln und Griffen daran und allerlei blitzendem Zeug.

Ein Kabel wird zum Graben gezogen. Es sollen verschiedene Prüfungen und Messungen durchgeführt werden.

„Richten Sie die Ausstrahlung gegen den Wald“, sagt Pjotr Sidorowitsch. „Klettert in den Graben, Genossen, gleich geht's los.“

Wir gehen in Deckung und warten.

Plötzlich blicke ich auf und — was denken Sie, was ich sehe?

Eine Feuerkugel von der Größe eines Hühnereis kriecht aus dem Apparat heraus und schwebt langsam durch die Luft. Ein Geruch steigt auf! Es stinkt nach Schwefel.

„Aha!“ ruft Pjotr Sidorowitsch. „Da ist unser Kugelblitz! Genossen, erhöht die Kapazität! Schnell, schnell, beeilt euch! Er fliegt schon fort . . .“

Die zischende Kugel schwebt leicht schaukelnd durch die Luft. Jetzt treibt sie seitwärts. Langsam beruhigen wir uns und klettern aus unserem Graben heraus.

„Ausgezeichnet! Großartig!“ rufen die wissenschaft-

lichen Mitarbeiter durcheinander. „Wir gratulieren Ihnen, Pjotr Sidorowitsch!“

Aber auf einmal machen sie so bestürzte Gesichter. Was ist denn los?

„Paßt auf, Genossen!“ sagt der Professor. „Es ist noch zu früh zum Freuen. Seht ihr nicht? Ich glaube, er fliegt zurück. Wir wollen lieber wieder in den Graben steigen. Diese Erfindung ist noch nicht genügend erforscht, jede Überraschung ist möglich. Geht in Deckung, Genossen!“

Ich beobachte die Feuerkugel. Stellen Sie sich das vor: sie fliegt wirklich zurück, gerade auf uns zu! Oje, denke ich, die Sache wird gefährlich. Da klettern die Mitarbeiter auch schon in den Graben. Die kleine Kugel kommt näher und näher. Ich höre bereits, wie sie zischt.

„Erhöhen Sie die Kapazität der Ausstrahlung!“ schreit Pjotr Sidorowitsch.

„Schon geschehen“, gibt jemand zur Antwort. „Bis zum äußersten. Was machen wir jetzt?“ —

So fing also diese Geschichte an. Aber bevor ich weitererzähle, muß ich Ihnen erst einmal den Versuch selbst erklären, damit Sie überhaupt wissen, welche wichtige Rolle ich dabei gespielt habe.

Stellen Sie sich folgendes vor: In der Natur gibt es eine ganz merkwürdige Erscheinung. Ich meine den Kugelblitz. Das ist wirklich eine komische Sache! Ein gewöhnlicher Blitz ist eine einfache Angelegenheit. Das ist soviel wie ein elektrischer Funke, nur von

riesigem Ausmaß. Er springt zwischen den Wolken hin und her und manchmal auch zwischen den Wolken und der Erde, wie es gerade kommt.

Aber so ein Kugelblitz, der treibt allerlei Hokus-pokus. Aus einem unbegreiflichen Grund rollt er sich zu einer Kugel zusammen und schwebt durch die Luft, wie er Lust hat. Aber wenn es nur das wäre! Doch was würden Sie tun, wenn er durchs offene Fenster hereinschwebt und im Zimmer umherfliegt? Oder mit einem furchtbaren Knall explodiert? Mit ihm ist nicht zu spaßen, seine Zerstörungskraft ist ungeheuer groß.

Bis jetzt ist es noch keinem einzigen Gelehrten gelungen, so einen Blitz einzufangen und ihn ordentlich zu studieren. Er ist auch sehr selten. Und außerdem: Probieren Sie mal selbst, so einen Blitz festzuhalten. Schon viele Wissenschaftler haben versucht, den Kugelblitz auf künstlichem Wege, im Laboratorium, herzustellen. Doch wie soll man das tun, wenn man sich über sein Wesen noch im unklaren ist?

Pjotr Sidorowitsch erzählte mir, wieviel Versuche man schon angestellt hatte. Ein ausländischer Gelehrter zum Beispiel übergieß elektrische Leitungen mit Petroleum. Es entstanden ganz gewöhnliche Funken, die zwischen den Leitungen hin und her hüpfen. Der Mann gab aber der Wissenschaft bekannt, daß er durch sein Vergrößerungsglas winzige Kugeln gesehen habe, genau wie die Kugelblitze.

Unser Pjotr Sidorowitsch wiederholte diesen Versuch

und erklärte hinterher, daß das alles Unsinn sei, aber kein Blitz. Das leuchtet mir auch ein. Hier hilft kein Petroleum, die Angelegenheit ist viel verzwickter. Aber steigen wir wieder in unseren Graben. Das Zischen wird immer lauter. Ich stecke die Nase hinaus, die Kugel ist ganz in der Nähe. „Genosse Professor!“ schreie ich. „Da fliegt sie. Sie ist gleich hier!“ „Tiefer bücken!“ kommandiert der Professor. „Vielleicht explodiert sie. Bewahrt die Ruhe, Genossen!“ Wir kauern einer auf dem anderen im Graben, ich obendrauf. —

Sie wollen sicher schon lange wissen, was für einen Sinn denn so eine Erfindung hat, die sich so verrückt benimmt? Das will ich Ihnen erklären.

Unseren Wissenschaftlern war es gelungen, einen Apparat zu bauen, mit dem man einen Kugelblitz erzeugen kann. Alle Kleinigkeiten an diesem Apparat hat mir Pjotr Sidorowitsch allerdings nicht erklärt, und so bin ich auch nicht in der Lage, genau zu beschreiben, wie er gebaut ist. Das ist auch nicht weiter wichtig. Hauptsache, uns wird klar, wozu so ein Blitz künstlich gemacht wird.

Damit kann man nämlich viele physikalische Probleme lösen. Zum Beispiel: Warum bildet die Elektrizität eine Kugel? Worum geht es dabei? Kann man diese Erscheinung vielleicht für die Wirtschaft auswerten oder für die Abwehr? Oder stellen Sie sich folgendes vor: So eine Kugel besitzt eine ganze Menge Elektrizität. Sie ist leicht. Sie fliegt in der

Luft. Wie wäre es, wenn man sie — nun, sagen wir — in einer Büchse unterbringt und als elektrische Lampe benutzt? Oder wir setzen mit dieser Elektrizität eine Dreschmaschine in Gang. Natürlich, ich weiß, dazu gibt es Akkumulatoren. Aber diese verwünschten Dinger sind verteuftelt schwer. Ich habe mich erst vor kurzem beinahe verhoben, als ich jemand half, einen aufs Feld hinauszutragen. Dabei enthalten sie gar nicht soviel Elektrizität, sie könnten besser sein. Wir sitzen also in unserem Graben und horchen auf das scheußliche Zischen.

„Wo ist er? Wer am nächsten sitzt, bitte nachsehen!“ ruft der Professor.

„Hier zischt es!“ schreie ich. „Ganz in der Nähe!“

Ich stecke den Kopf hinaus, die Kugel ist gleich wieder da. Wenn sie nun tatsächlich explodiert? Sie meinen sicher, daß so ein Blitz gar keine Bedeutung bei der Abwehr erlangen kann. Schon deshalb, weil er fliegt, wohin er will, und explodiert, wann er will. Nun, da sind Sie im Irrtum. Man muß ihn nur ordentlich zu lenken verstehen. Der Versuch, von dem ich erzähle, war, wie gesagt, der erste auf diesem Gebiet. Da geht es selbstverständlich nie so glatt ab. Das eine hat man nicht vorausgesehen, das andere vergessen, oder irgendeine Formel stimmte nicht ganz... Das stellt sich alles beim ersten Versuch heraus, und deshalb sind die Versuche mitunter so gefährlich. Daran kann man nichts ändern. Die Wissenschaftler riskieren ihr Leben, und auch wir Mit-

arbeiter auf dem Schießplatz bekommen manchmal etwas ab. Ich hatte ja schon zu Anfang gesagt, daß man unsere Arbeit ernst nehmen muß.

Wieder stecke ich die Nase hinaus. Es sieht aus, als fliege er weg.

„Genosse Professor!“ schreie ich. „Er fliegt zurück!“

„Aber warum zischt er denn so laut?“ fragt Pjotr Sidorowitsch.

Ich lausche. Wahrhaftig, das Zischen verstärkt sich wieder. Ich recke den Hals: Da kommt er ja schon wieder herangeflogen!

„Genosse Professor!“ schreie ich. „Er kommt wieder her. Wie lange wird er uns noch zum Narren halten?“

„Das weiß ich nicht, mein Lieber . . . Das hängt von der Feuchtigkeit der Luft ab und vom Grad der elektrischen Sättigung im Blitz selbst“, meint der Professor.

Denken Sie nicht, daß der Apparat keine Einrichtung besaß, den Blitz zu lenken. Dafür hatte man extra einen Sender eingebaut. Die Wellenlänge war so gewählt, daß man die elektrische Kugel in die gewünschte Richtung treiben konnte, so, wie der Wind eine Seifenblase trägt. Bei unserem ersten Versuch konnte man sich auf diese Vorrichtung noch nicht verlassen. Sie mußte noch verbessert werden. Sonst wäre diese ganze Geschichte nicht passiert. Heute weiß ich nicht mehr, wie lange dieser aufregende Zwischenfall dauerte. Bald kam der Blitz näher, bald flog er wieder weg. Plötzlich tauchte die

Kugel — stellen Sie sich das bloß vor — gerade über unseren Köpfen auf.

Wie lange soll dieser Unfug noch dauern? denke ich. Im Graben sitzen unsere Wissenschaftler. Ich kann nicht zulassen, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzen. Man muß etwas unternehmen . . .

Ich warte, bis der Blitz ein Stück weggeflogen, aber sichtlich im Begriff ist, wieder umzukehren. Mein Entschluß steht fest. Wenn es notwendig ist, werde ich mich auch für die Wissenschaft opfern.

Und wissen Sie, was ich tue? Ich packe den neben mir liegenden Spaten, springe aus dem Graben und renne dem zischenden Ungeheuer entgegen.

„Genosse Kommandant! Was machen Sie?“ höre ich hinter mir schreien. „Kommen Sie zurück! Zurück!“

Doch ich renne, was ich kann, dem Blitz entgegen. Ungefähr drei Schritte vor ihm hole ich mit dem Spaten aus und — was denken Sie, was passiert? Nichts! Der Blitz fliegt weg und bleibt dann stehen. Aber gleich darauf setzt er sich wieder in Bewegung. Er fliegt auf den Graben zu.

Da packt mich aber die Wut.

Was fällt dir ein! Willst du wohl wieder zurückfliegen? Du bist zwar ein hochwissenschaftliches Ding, aber das geht zu weit!

Und wieder setze ich hinter ihm her.

Na, Kinder, da war was los! Alle Leute reckten die Häuse, um dieses Schauspiel besser beobachten zu können. Pjotr Sidorowitsch erklärte mir hinterher,

daß kein einziger Gelehrter, der den Kugelblitz kennt, sich so etwas hätte träumen lassen.

Ich renne eine ganze Weile hinter dem Blitz her. Sobald ich mit dem Spaten aushole, reißt er aus — ich hinterher. Wieder den Spaten hoch — und wieder jagt er weiter . . .

Alles schreit hinter meinem Rücken:

„Hören Sie auf, Genosse Woronow! Lassen Sie ihn! Sind Sie wahnsinnig?“

Aber ich achte nicht darauf, so in Eifer geraten bin ich.

Auf diese Weise jage ich ihn bis an den Wald. Ich blicke ihm nach. Hat ein ganz hübsches Tempo. Er steigt sogar langsam.

Ich drohe ihm noch einigemal mit dem Spaten, nur der Ordnung halber. Damit er weiß, daß er mir nicht imponieren kann! Dann gehe ich langsam zu meinen Kameraden zurück.

Das war ein Erfolg!

„Genosse Woronow! Das ist ja großartig!“ empfängt mich Pjotr Sidorowitsch. „Ihre Tat ist — abgesehen von Ihrem Mut — von größter theoretischer Bedeutung. Sie können gar nicht ermessen, was Sie getan haben!“

„Was ist schon dabei“, sage ich und schwinge meinen Spaten durch die Luft. „Warum läßt er uns auch nicht in Ruhe!“

„Nein, nein“, fährt der Professor fort, „das hatte schon seinen Grund. Da steckt ein bedeutendes phy-



sikalisches Gesetz dahinter. Recht vielen Dank! Sie haben mir geholfen. Jetzt weiß ich, wie ich meinen Apparat verbessern kann!"

Alle schütteln mir die Hand und drücken auf jegliche Weise ihre Begeisterung aus.

„Zeigen Sie doch bitte mal Ihren Spaten“, sagt einer der wissenschaftlichen Mitarbeiter. „Wir müssen ihn unbedingt genau ausmessen.“

„Bitte sehr!“ entgegne ich. „Es ist ein ganz gewöhnlicher Spaten.“

Alle umringen mich, betrachten aufmerksam meinen Spaten und messen seine Länge.

„Das ist merkwürdig, aber eine Tatsache, die wir beachten müssen!“ sagt Pjotr Sidorowitsch nach einer Weile. „Die Maße des Spatens entsprechen der halben Wellenlänge unseres Senders. Er arbeitet tatsächlich wie ein Reflexschirm. Jetzt wird mir alles klar. Erinnern Sie sich noch, wie ich vor kurzem davon sprach, daß wir wahrscheinlich nicht ohne Lenkungsschirm auskommen werden? Dieser Versuch hat das endgültig bestätigt. — Ich danke Ihnen noch einmal von Herzen, Genosse Woronow!“

„Keine Ursache“, sage ich. „Eine Kleinigkeit! Ich habe nur meine Pflicht getan.“

„Genosse Woronow!“ Pjotr Sidorowitsch wendet sich wieder an mich. „Halten Sie mal Ihren Spaten vor unser Gerät. Hier, an dieser Stelle! Drehen Sie ihn so, daß er gegen den Wald gerichtet ist.“

Ich halte also den Spaten vor den Apparat, Pjotr Si-

dorowitsch drückt auf einen Knopf und . . . da geht's los. Im Wald kracht eine Explosion! Unser Blitz ist in die Luft gegangen . . .

„Sehen Sie“, ruft der Professor hochofrenet. „Alles stimmt! Der Eisenschirm fehlte hier an dieser Stelle. Erst mit dem Spaten schiebt der Apparat die Wellen in die erforderliche Richtung.“

Als die Wissenschaftler das nächste Mal zu uns kamen, hatten sie an beiden Seiten des Apparates die neuen Vorrichtungen angebracht. Seit dieser Zeit wird der Kugelblitz mit jedem Besuch besser. Und das letzte Mal war es ein ganz großer Erfolg. Sie werden dieses Problem bald restlos erforscht haben.

Jetzt wissen Sie also, warum Professor Pjotr Sidorowitsch, sobald er auf dem Schießplatz erscheint, sofort fragt: „Ach bitte, wo ist denn Genosse Woronow?“

Ja, das gelehrte Volk liebt mich.

**DER ERFINDER  
DES MAHAGONIHOLZES**





Es ist manchmal schwer, einen Menschen nach dem ersten Eindruck zu beurteilen. Kommt doch da eines Tages Wassili Wassiljewitsch Terechow zu mir, ein durchaus vernünftiger Mann, der schon gut seine zwanzig Jahre bei uns für den Holzeinschlag verantwortlich ist. Alles, was das Holz betrifft, seine Qualität, die verschiedenen Arten und was sonst noch dazu gehört, kennt er ausgezeichnet. Er kommt also in mein Zimmer und erklärt:

„Genosse Kolchosvorsitzender, in unserem Wald ist der Teufel los. Eine geradezu komische Geschichte ist uns da passiert.“

„Na, na!“

„Tja, da haben wir eben eine Eiche gefällt. Von außen sieht sie aus wie jede andere, aber innen, da

ist sie rot . . . Sieh her, ich hab dir einen Span mitgebracht."

Ich schaue mir diesen Span von allen Seiten an. Wahrhaftig, die Holzfaser ist rot! Wie ist das möglich? Mahagoni?

„Mahagoni“, erkläre ich gewichtig, „kann unter unseren klimatischen Bedingungen nicht wachsen! Seine Heimat ist Indien oder Afrika. Mir scheint, du bist etwas durcheinandergeraten.“

Wassili Wassiljewitsch ist gekränkt.

„Daß hier nicht Afrika ist, weiß ich auch, aber daß das Holz rot ist, ist eine Tatsache. Den Beweis hältst du ja in der Hand.“

Wir gehen zusammen in den Wald, und ich sehe mir die gefällte Eiche an. Sie sieht aus wie alle anderen. Ringsum stehen ein paar Dutzend von der Sorte. Die Blätter, die Rinde, die Anordnung der Zweige, alles stimmt, nur das Holz ist rot. Wir brechen einen Ast durch, er ist ebenfalls rot.

„Wassili Wassiljewitsch“, sage ich zum Arbeitsleiter, „hier liegt eine widernatürliche Erscheinung vor. Wir müssen das dem Biologischen Institut mitteilen. Vielleicht hat die von uns gemachte Entdeckung nicht nur eine große wissenschaftliche Bedeutung, sondern ist auch von praktischem Interesse. Nimm an, es gelingt uns, solche Bäume in unseren Wäldern aufzuziehen. Mahagoni ist ein wundervolles Holz. Man kann eine Menge wertvoller Sachen daraus herstellen . . .“

Wir stehen noch eine Weile beisammen und quälen uns mit den verschiedensten Vermutungen ab, bis wir schließlich in den Kolchos zurückkehren.

Doch am Abend desselben Tages kommt schon Licht in die geheimnisvolle Sache.

Ich setze mich an den Tisch und will schnell den Brief an das Institut schreiben. Wie soll ich beginnen? Vielleicht so: ‚Schicken Sie uns sofort wissenschaftliche Kräfte her!‘ — Nein, das geht nicht. Ich finde keinen Anfang, ich kann nicht so auf Anhieb schreiben. Natürlich möchte ich mich auch nicht gern vor den gelehrten Herren blamieren. Aber mir fällt nichts ein, und ich werde langsam ärgerlich. Plötzlich höre ich, wie es leise an der Tür klopft.

„Herein!“ sage ich. Nichts rührt sich.

Nach einer Weile klopft es wieder.

„Wer ist draußen? Kommen Sie herein!“

Ich sehe, wie langsam die Tür aufgeht und sich Wanja Tschirjulin hereinschiebt. Er bleibt auf der Schwelle stehen.

Ich hatte schon anfangs erwähnt, daß es mitunter sehr schwer ist, einen Menschen zu beurteilen, wenn man ihn nicht richtig kennt.

Nehmen wir zum Beispiel diesen Wanja Tschirjulin. Das ist ein junger Bursche von ungefähr zwanzig Jahren. Er arbeitet als Tischler in unserer Kolchoswerkstatt. Wenn wir ihn uns anschauen, was sehen wir da? Nichts Besonderes! Ein wenig stupsnasig ist er, die Augen sind blau, die Haare kraus. Nur die

Schüchternheit, die ist außergewöhnlich. In dieser Hinsicht bildet er wirklich eine Ausnahme.

Jetzt steht er unentschlossen auf der Schwelle und drückt herum.

„Was hast du, Wanja?“ frage ich.

Schweigen.

„Nun hör mal! Willst du etwa so stehenbleiben?“

Schweigen.

„Hast du ein eiliges Anliegen? Ich schreibe nämlich gerade einen wichtigen Brief. Vielleicht kannst du morgen wiederkommen?“

Ich merke, daß er etwas sagen will, aber kein Wort herausbringt. Was soll man mit ihm nur anfangen? Ich lege den Füllfederhalter auf den Tisch, um meinem Besucher entgegenzugehen, aber der erwünschte Federhalter rollt über das Geschriebene und macht einen großen Klecks. Jetzt packt mich der Zorn.

„Da haben wir den Salat“, sage ich zu Tschirjulin, „da bist du bloß dran schuld!“

Und ich fange an, ihn abzukanzeln.

„Daß du dich nicht schämst“, sage ich. „Zum Kuckuck, was bist du denn für ein Kerl! Kein Wort ist aus dir herauszubekommen, als hätte dich jemand verprügelt. Immer bist du ängstlich und schüchtern. Was willst du denn?“

Wanja kommt mit unsicheren Schritten näher und setzt sich auf den Rand des Stuhles. Da sitzt er nun und dreht die Mütze in den Händen.



„Entschuldigen Sie“, sagt er endlich. „Es war mir sehr unangenehm, Sie zu stören. Und jetzt sehe ich, daß ich Sie wirklich sehr gestört habe . . .“

„Gestört habe, gestört habe!“ äffe ich ihn nach. „Sag mir lieber, was du willst.“

„Ich habe eine kleine Bitte . . .“

„Und?“

„Heute ist in einem Revier ein Baum gefällt worden, der innen rot ist.“

„Ja, das stimmt“, antworte ich, „aber was hast du damit zu tun?“

„Nicht weit davon stehen noch zwei Bäume, genau solche . . . Darum bin ich hergekommen. Ich bitte, sie nicht zu schlagen. Ich habe Kreuze in die Rinde gekerbt.“

„Hast du sie vielleicht gesetzt?“ frage ich giftig.

„Nein, ich habe sie nicht gesetzt“, entgegnet Wanja ernst. „Sie sind von allein gewachsen, einfach so.“

„Na und? Was gehen sie dich da an?“

„Ich habe sie nämlich rot gefärbt.“

Vor Erstaunen reiße ich den Mund auf.

„Du machst wohl Spaß! Wie kannst du einen wachsenden Baum färben? — Hast du dir auch überlegt, was du da sagst?“

Schweigen.

„Aha! Das ist wohl dein Geheimnis, was?“

„Wieso Geheimnis?“ fragt er. „Ich habe gar keine Geheimnisse. Es ist bloß peinlich, weil es noch nicht nachgeprüft ist. Vielleicht war es nur ein Zufall. Ich

muß mich erst richtig überzeugen. Es ist doch sonst peinlich . . . "

Ich schaue ihn an und denke: Da soll nun einer wissen, was du für ein Kerl bist! Sieht aus wie eine Schlafmütze — und was ist er? Ein Erfinder!

Meine liebe Not habe ich mit ihm! Jedes Wort muß ich aus ihm herausziehen. Seine Scheu legt sich nicht. „Es ist noch zu früh“, erklärt er, „den Versuch für eine Erfindung zu halten!“

Darauf kramt er in seiner Tasche und zieht einige dürre Ästchen heraus. Er kerbt sie mit einem Federmesser an und zeigt sie mir.

„Die Farbe liegt noch nicht gleichmäßig.“

„Was verlangst du denn?“ entgegne ich. „Warum verläßt du dich nur auf deine eigene Kraft? Die ersten Resultate liegen vor, das genügt! Jetzt muß man auf schnellstem Wege die Wissenschaftler heranziehen, die Agronomen, die Botaniker, die Chemiker. Sie werden dir sofort helfen. Kannst du dir vorstellen, was für eine enorme volkswirtschaftliche Bedeutung es hat, Bäume zu färben? Im Wachsen! Na? — Ich werde sofort an das Institut schreiben . . .“

Einige Tage verstreichen, da erhalte ich die Mitteilung, daß ein Professor zu uns kommt. Tags darauf schicke ich Wassili Wassiljewitsch Terechow mit dem Wagen zur Bahn, ihn abzuholen.

Ja, und jetzt muß ich wieder sagen: Versuch einmal, die Menschen nach ihrem Äußern zu beurteilen! Kommt da in mein Zimmer ein großer, stattlicher

Mann. Sein Gesichtsausdruck ist streng, ich möchte fast sagen, sogar ein wenig hochmütig und sehr, sehr selbstbewußt. Aha, denke ich, man sieht doch gleich, daß es ein Professor ist!

„Guten Tag! Sie kommen sicher wegen des roten Baumes?“ begrüße ich ihn.

„Ganz recht“, antwortet er. „Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle: Mein Name ist Pawlinski.“

Sie werden verstehen, daß ich mich ein wenig aufrege und um meinen Gast bemühe. Ich bitte ihn, Platz zu nehmen, erkundige mich, ob ihn die Fahrt nicht zu sehr ermüdet habe, und so weiter, und beginne dann von der Entdeckung zu reden, die in unserem Kolchos gemacht worden ist. Mit einem Wort: ich gehe gleich zur Sache über.

Der Professor spricht mit laut schallender Stimme und ein wenig gedehnt, so, als ob er eine Vorlesung hielte. Dabei hagelt es nur so von Fremdwörtern. Zum Beispiel:

„Der Pigmentationsprozeß, der sich mit der Dissoziation oder Zirkulation unter den Bedingungen der Konventionströme verbindet, ist nicht neu in der Wissenschaft . . .“

Sie werden sicher fragen, wie ich mir diese Wörter überhaupt merken konnte. Pah, das war ganz einfach!

„Entschuldigen Sie bitte“, sage ich zum Professor. „Ihre Ausführungen sind von so großer wissenschaftlicher Bedeutung, daß ich sie unbedingt aufschreiben muß, damit ich sie nicht vergesse.“

Er zuckt die Achseln (sicher denkt er: Was ist das für ein Tölpel!) und antwortet:

„Von mir aus, bitte sehr!“

Ich schreibe die Sätze fix auf und denke dabei: Ich werde sie mir hinterher zerlegen.

„Ihr Erfinder“, fährt der Professor fort (das Wort „Erfinder“ kommt dabei besonders trocken heraus), „Ihr Erfinder hat meiner Meinung nach — rein subjektiv natürlich — nichts erfunden und nichts entdeckt, wenn man es im Maßstab der Weltwissenschaft betrachtet.“

„Wird die Färbung der Holzfaser im wachsenden Baum vielleicht schon irgendwo angewandt?“ frage ich erstaunt.

„Dieses Faktum“, gibt der Professor zur Antwort, „ist noch nicht absolut approbiert. Aber ich denke, ein gewissenhaftes Studium der fundamentalen Quellen ergibt die Konstatierung analoger oder völlig identischer Fälle.“

Ich seufze und fange wieder an zu schreiben.

Dann schicke ich nach Wanja Tschirjulin, der sich gerade im Wald aufhält. Das ist das Ende für unseren Erfinder, denke ich. Solch einem Professor ist er nicht gewachsen. Und obendrein wird er schon sterben, sobald er ihn sieht!

Der Professor zieht ein dickes Buch aus seiner Aktentasche und vertieft sich darin.

Nach einer Weile höre ich es draußen im Gang scharren und kratzen, als ob jemand von einem Fuß auf

den anderen tritt. Aha, da draußen steht unser Wanja und traut sich nicht herein. Er geniert sich.

So ist es auch. Mit aller Gewalt wird er hereingeschoben. In der Mitte des Zimmers bleibt er stehen, puterrot im Gesicht, mit gesenkten Augen, und schnauft wie ein Pferd.

„Hier ist unser Erfinder“, sage ich zu dem Professor. „Darf ich vorstellen: Iwan Tschirjulin, Kolchos-tischler.“

Pawlinski erhebt sich aus seinem Sessel und drückt Wanja kühl die Hand.

„Hast du die Muster der Holzfaser mit?“ frage ich Tschirjulin.

Schweigend kramt er in seiner Tasche und atmet schwer. Ich sehe, wie ihm die Hände zittern. Endlich bringt er einige kleine Zweige heraus und legt sie behutsam auf den Tisch.

Der Professor betrachtet diese Dinger. Er kneift die Augen zusammen und brummt etwas vor sich hin.

„Das ist die Eiche, die wir kürzlich gefällt haben“, erläutere ich, „das ist eine Birke, und das ist eine Erle. Die beiden haben wir bis jetzt noch nicht angerührt.“

„Na also!“ sagt der Professor, als er mit der Besichtigung zu Ende ist. „Nach meiner subjektiven Meinung sieht man, daß der Baum gefärbt ist. Aber was die analytische Untersuchung zeigt, das weiß man noch nicht. Wie haben Sie diese Pigmentation erreicht?“ wendet er sich an Tschirjulin.

Da ich die Schüchternheit unseres Erfinders kenne, antworte ich gleich an seiner Stelle.

„Hm“, sagt der Professor, nachdem er meine Erklärung angehört hat. „Ein primitiver Prozeß. Aber das macht nichts. Wir müssen ihn wissenschaftlich erforschen. Da vergehen sowieso einige Jahre, bis er irgendeine utilitarische Bedeutung erlangt.“

„Wieso denn einige Jahre?“ höre ich plötzlich eine scharfe Stimme. Ich bekomme selbst einen Schreck. Wanja Tschirjulin beginnt zu reden! Und so überzeugt und energisch! Wo ist denn auf einmal seine Schüchternheit hin?

Der Professor schaut ihn an und sagt:

„Wie haben Sie sich das denn gedacht, junger Mann? Selbst im Ausland gibt es keine ähnlichen Versuche!“ Und er fängt wieder an mit seinen verflixten Wörtern: Pigmentation, Dissoziation, Zirkulation, Konvention, unbeständiges Regime und so fort.

Ich starre auf Wanja und traue meinen eigenen Augen nicht. Er hat sich völlig gewandelt. Seine Schüchternheit ist wie weggeblasen. Seine Haltung ist herausfordernd. Die Augen sprühen.

„Warum sind Sie der Meinung, daß der Pigmentationsprozeß vielleicht unbeständig ist?“ fragt er den Professor.

Und in diesem Ton geht es fort! Woher hat er nur alle diese Kenntnisse? Manchmal sagt er sogar solche Wörter wie „Stabilisierung“, „Zirkulation“, ja sogar

„Dissoziation“. Aber meistens spricht er einfach und sehr einleuchtend.

Der Streit wird immer heftiger. Der Professor beginnt so an die zwanzig Namen ausländischer Gelehrter aufzuzählen.

„Timirjasew haben Sie vergessen. Er allein ist soviel wert wie alle anderen zusammen“, sagt Tschirjulin, als der Professor damit fertig ist.

„Das ist schon eine Frage der Aquatheit“, widerspricht dieser hochmütig.

„Nicht ‚aquat‘, sondern ‚adäquat‘, das heißt soviel wie ‚angemessen, passend‘“, verbessert ihn Wanja. „Ist es wirklich so schwer — entschuldigen Sie bitte —, sich in seiner Muttersprache auszudrücken?“

Das meine ich also, wenn ich sage, daß man einen Menschen nicht nach dem ersten Eindruck beurteilen kann. Wer hätte so etwas auch von Wanja gedacht? Immer war er still und schüchtern, aber als es plötzlich darum geht, seine Sache zu verteidigen, eine Sache, die — so kann man schon sagen — dem Wohl unserer Volkswirtschaft dient, ist er wie verwandelt. Richtig in Schwung kommt er! Konnte man nach dem äußeren Eindruck vermuten, daß er es in Botanik und Chemie durch Selbststudium bis zu diesem Können gebracht hatte? Nein!

Es vergehen noch ungefähr zwanzig Minuten, da tritt in unser Bauernhaus ein unscheinbarer alter Mann. Wassili Wassiljewitsch Terechow begleitet ihn. Der Alte ist mittelgroß, sein Gesichtsausdruck

ist gutmütig, als ob er stets lächle. Der Anzug ist schlicht.

„Guten Tag, Genossen!“ sagt er. „Entschuldigt, daß ich mich verspätet habe! Ich konnte nicht widerstehen, vom Weg abzubiegen, die Versuchung war zu groß. Ich habe mir unter der lebenswürdigen Begleitung des werten Wassili Wassiljewitsch Ihren Wald angesehen. Vielleicht war es nicht recht, dies ohne den Hausherrn, den Kolchosvorsitzenden, zu tun. — Sind Sie nicht der Vorsitzende?“ wendet er sich an mich.

„Ja, ich bin es. Und wer sind Sie?“

„Erlauben Sie mir, mich vorzustellen: Professor Stekolnikow. Das wissenschaftliche Forschungsinstitut hat mich zu Ihnen geschickt. Nun, wie steht es, Arkadi Agafonowitsch?“ sagt er zu dem Mann, den wir für den Professor hielten. „Haben Sie sich schon wegen der Quartiere und aller übrigen Dinge geeinigt?“

Das ist ja ein tolles Ding! denke ich. Keiner würde diesen Mann da für einen Professor halten. Er sieht doch ganz und gar unbedeutend aus.

Der Professor beginnt nun Wanja Tschirjulin auszufragen. Er spricht einfach, nichts von „Zirkulation, Dissoziation, Pigmentation, Konvention“ und dergleichen. Alles kann man verstehen. Und Pawlinski ist weiter nichts als eine sogenannte technische Hilfskraft, die keinen wissenschaftlichen Grad besitzt. Er begleitet nur den hochbetagten Professor.



Zwei Wochen bleiben sie bei uns. In dieser Zeit färbt Wanja Tschirjulin unter ihren Augen drei Dutzend Pflanzen der verschiedensten Arten. Er probiert alle möglichen Farben aus: Rot, Blau, Grün, Violett.

„Eine ausgezeichnete Erfindung“, sagt der Professor gelegentlich zu mir. „Was für schöne Möbel kann man aus diesen Hölzern herstellen! Welche kostspieligen Vorrichtungen wären erforderlich, um die Holz-faser mit Farbe zu durchtränken, und trotzdem würde man nicht einmal ein Holz erhalten, das dem Mahagoniholz ähnelt. Ihren Genossen Tschirjulin nehme ich mit nach Moskau. Er muß einen wissenschaftlichen Vortrag über seine Methode halten. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir ihn für immer dort behalten. Erfahrene und talentvolle Leute brauchen wir! Er ist nur etwas zu schüchtern. Aber das macht nichts, das muß man eben hinnehmen.“ —

Sicher möchten Sie nun gern wissen, worin eigentlich Tschirjulins Entdeckung bestand und wie er es fertigbrachte, die Holz-faser im wachsenden Baum zu färben. Das ist eine einfache Sache:

Er bohrt in den Baum, dicht an der Wurzel, ein kleines Loch, so, wie es die Kinder im Frühjahr tun, um den süßen Lindensaft zu naschen. In dieses Loch wird ein Gummiröhrchen gesteckt, dessen anderes Ende in den Hals einer Flasche mündet, die eine Farblösung enthält. Die Flasche hängt er am Baum auf, dicht über der Wurzel. Verstehen Sie? Von hier aus läuft die Farbe durch das Röhrchen in den Baum und

vermischt sich dort mit den Säften, die dieser durch die Wurzeln aus der Erde zieht. Die Säfte laufen durch den ganzen Baum und tragen die Farbe mit. Sogar die Zweigspitzen färben sich! Nach einiger Zeit vertrocknet der Baum allerdings, weil die Lösung Gift enthält. Aber die Farbe selbst hat die Holzfaser so fest durchtränkt, daß man sie durch nichts mehr auflösen kann. In jede Zelle ist sie eingedrungen. Es ist richtiges Mahagoniholz geworden.

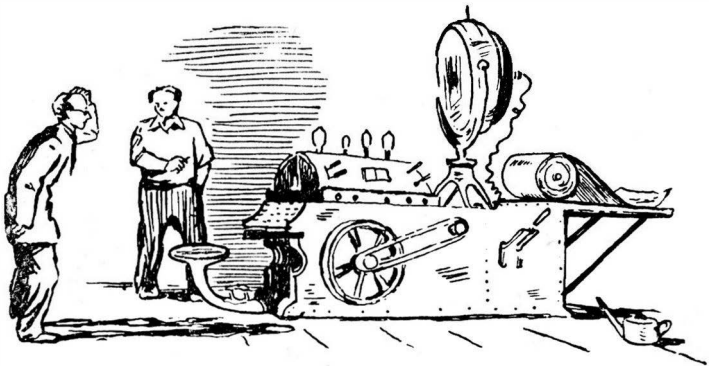
Natürlich waren Tschirjulins erste Versuche noch nicht völlig gelungen. Die Farbe lag ungleichmäßig, die Farblösung war chemisch nicht richtig zusammengesetzt. Aber als seine Idee auf wissenschaftlicher Grundlage weiterentwickelt wurde, kam alles ins Lot, und jetzt werden bei uns diese Versuche auf großen Waldparzellen durchgeführt.

Und was ist aus unserem Wanja Tschirjulin geworden? Heute ist er ein berühmter Mann, aber schüchtern und bescheiden ist er immer noch.

Da soll nun einer wissen, mit wem er es zu tun hat, wenn er einen Menschen nur nach dem Äußeren beurteilt.

**DIE APPARATE  
DES SCHRIFTSTELLERS**





Schon lange fühlte ich mich berufen, Schriftsteller zu werden. Die mit mir befreundeten Literaten verhielten sich dazu allerdings recht skeptisch.

„Nun gut, wenn Sie durchaus wollen, probieren Sie es ruhig! Stellen Sie sich das aber bloß nicht so leicht vor! Das ist anders, als wenn man eine Maschine konstruiert. Dort unterliegt alles einer mathematischen Berechnung, da kann man sofort sehen, woran es fehlt; aber bei der künstlerischen Arbeit gibt es so viel Probleme . . .“

„Bedenken Sie“, sagte ein bekannter Schriftsteller, „ich schreibe meine Werke fünfundzwanzigmal um! Verstehen Sie, was das heißt? Fünfundzwanzigmal!“

„Ist ja alles Unsinn!“ widersprach ich stolz. „Ich habe eine Menge interessanter Erinnerungen. Da brauche ich mich nur hinzusetzen und zu schreiben.“

Als ich aber vor dem weißen Blatt Papier saß, verließ mich sehr schnell der Mut.

Sie haben wirklich recht, dachte ich, die Sache ist gar nicht so einfach. Womit soll man nur anfangen?

Ich verspürte die ganze Zeit über große Lust, mathematische Formeln aufs Papier zu malen oder noch einmal einen Rechenschaftsbericht über meine letzte Arbeit zu schreiben, die unter dem Titel „Zur Frage der pseudoparametrischen Resonanz der vier Pole beim unbeständigen Regime der Konturen“ veröffentlicht wurde.

Irgendwo im Unterbewußtsein tauchte der Begriff „Sujet“ auf, der mir allerdings ziemlich unklar war. Worüber will ich eigentlich schreiben? ging es mir durch den Kopf. Da spricht man von künstlerischen Formen in der Literatur. Was für Formen sind das eigentlich? Ach was, man muß einfach irgendwie anfangen zu schreiben, dann wird man schon sehen, wie es weitergeht. Ist ja lächerlich mit den „Formen“! Schließlich entschloß ich mich, die Feder einzutauchen und mit dem Schreiben zu beginnen.

„Meine Erinnerungen, liebe Genossen, handeln . . .“ Wie ich weiterschreiben sollte, fiel mir einfach nicht ein. Da löste sich von meinem Federhalter, der hilflos in der Hand hing, ein Tropfen Tinte und machte auf das Geschriebene einen Klecks.

„Weiß der Teufel!“ rief ich aus. „Kann man denn mit so einer scheußlichen Feder überhaupt schreiben? Die schriftstellerische Tätigkeit verlangt höchste Bequemlichkeit. Wozu soll man zum Beispiel jede Minute die Feder ins Tintenfaß tauchen? Das lenkt doch nur vom schöpferischen Prozeß ab. Dann dieser Klecks . . . Nein, dazu braucht man einen Füllfederhalter, und zwar einen ganz besonderen.“ Merkwürdig, daß ich nicht gleich daran gedacht hatte.

Einige Tage verstrichen mit dem Aussuchen des Füllfederhalters, mit dem ich dann noch lange übte. Ich bastelte an ihm herum und verbesserte ihn, bis es daran nichts mehr zu basteln und zu verbessern gab. Der Federhalter konnte jetzt so viel Tinte fassen, daß sie gereicht hätte, damit „Krieg und Frieden“<sup>1</sup> zu schreiben. Zufrieden mit dem Resultat meiner Arbeit, setzte ich mich wieder an den Schreibtisch.

„Meine Erinnerungen, liebe Genossen, handeln . . .“, schrieb ich flink. Aber weiter kam ich auch diesmal nicht. Als ich die Feder auf das Papier setzte, schien es mir, als würden mir die Gedanken nur so zuströmen; aber während ich noch an dem ersten kleinen Satz schrieb, überflügelten sie die Feder und verwandelten sich in ein heilloses Durcheinander. Die Hand hält mit den Gedanken nicht Schritt. Sie ist zu ungeübt, folgerte ich. Die richtigen Schriftsteller haben es gut, die verlieren gar nicht erst die Übung.

<sup>1</sup> Zweibändiger Roman von Leo Tolstoi.

Plötzlich kam mir eine glänzende Idee. Ich fand sie so großartig, daß ich gleich vor Freude aufsprang. Jetzt hab ich's, dachte ich. Alle Schriftsteller werden platzen vor Neid. Ich werde eine Spezialmaschine bauen!

Ich stellte mir diese Maschine lebhaft vor: einen Tonschreibapparat mit allen Raffinessen. Da brauche ich nur im Zimmer auf und ab zu laufen und meine Gedanken laut wiederzugeben. Ein Mikrophon fängt meine Rede auf, und der Apparat überträgt sie auf einen Tonstreifen. Im Zimmer ist es ruhig, nichts lenkt die Gedanken ab. Gar kein Vergleich mit einer Maschinenschreiberin oder Stenotypistin! So ein Apparat verschreibt sich nicht oder fragt noch einmal. Außerdem hemmt die Anwesenheit anderer Menschen den freien Lauf der Gedanken.

Ungefähr ein Monat verging mit der Projektierung und Herstellung dieses Schriftsteller-Diktographen. Er geriet zwar ein wenig groß und nahm den ganzen Schreibtisch ein, aber dafür war er beim Arbeiten ungemein bequem. Der Ton wurde von einem Magnetband aufgenommen. Ein leichter Druck auf einen Knopf schaltete das Gerät um, und aus dem Lautsprecher drang meine eigene Stimme, die das eben Gesagte wiederholte. Gefiel mir zum Beispiel eine Redewendung nicht oder war der Gedanke nicht deutlich genug herausgekommen, drückte ich gleich auf einen anderen Knopf: die mißlungene Stelle



wurde ausradiert. Jetzt konnte ich den Satz in verbesserter Form wiederholen.

Dazu kam noch, daß auf Wunsch aus einem anderen Lautsprecher leichte, anregende Musik erklang, um den Autor in Stimmung zu versetzen.

Die Maschinenschreiberin konnte dann in meiner Abwesenheit die vom Lautsprecher aufgenommene Rede aufmerksam nachschreiben und mir das fertige Manuskript hinlegen.

Die erste praktische Anwendung des Gerätes begann ungemein erfolgreich. Ich sprach, und — wie mir schien — über die Maßen schön. Dabei lief ich im Zimmer auf und ab und schlug mir zur Bekräftigung meiner Worte mit der Faust gegen die Brust. Am Ende meiner Rede war ich so gerührt, daß mir fast die Tränen kamen.

Ich glaubte, daß ich — für mich selbst ganz überraschend — ein geniales Werk geschaffen hatte.

Aber wie groß war meine Enttäuschung, als ich das Diktierte geschrieben wiedersah!

Ich schaute auf die erste Seite und war starr vor Schreck.

„Sie haben es nicht richtig geschrieben!“ wagte ich bekümmert einen schüchternen Einwurf. „Vor allem die Zeichensetzung. Sehen Sie doch bitte hier:

„Meine Erinnerungen liebe, Genossen handeln! . . .“

Da ist doch lauter Unsinn herausgekommen!“

Die Maschinenschreiberin ging mißmutig und gekränkt, ich aber fand den ganzen Tag keine Ruhe

mehr. Ich hätte eine ganz gewöhnliche Feder nehmen und die Fehler ausbessern müssen. Doch das war gegen meine stolze Erfinderseele. In meiner Vorstellung hob sich schon eine andere, noch vollkommene Maschine ab. Sie sollte gänzlich ohne so ein zartbesaitetes und launisches Wesen wie eine Maschinenschreiberin auskommen.

Am Abend besuchte mich der Schriftsteller S., der durch sein temperamentvolles, anfeuerndes Auftreten bei jedem Disput über das Thema „Wie muß man schreiben?“ bekannt ist, selbst aber fast nichts geschrieben hatte.

„Nun, wie steht's?“ fragte er streng: „Schreiben Sie?“ „Natürlich! Vielen Dank für die Nachfrage“, sagte ich leichthin. „Es geht.“

Der Schriftsteller sprach den ganzen Abend über seine neue Theorie der Prosa und kritisierte die Art und Weise, wie verschiedene Kollegen an das Sujet herangingen, das der Schriftsteller Sch. entwickelt hatte. Ich dagegen erklärte, daß bei unseren zeitgenössischen Literaten keine richtige wissenschaftliche Einstellung zur Technik des Schreibens selbst vorhanden sei. Wir beide verstanden uns kaum, schieden aber ganz zufrieden voneinander.

„Ich möchte Ihnen dieses Tonschreibgerät schenken“, schlug ich S. zum Abschied vor. „Es wird Ihnen sicher helfen!“

Der Schriftsteller schaute voller Mißtrauen auf den

komplizierten Apparat, der auf meinem Schreibtisch stand, nahm aber mein Angebot an.

„Gut. Vielen Dank. Ich werde mir Mühe geben, Ihren Apparat zu benutzen“, sagte er etwas unsicher.

Zur Herstellung eines neuen Apparates brauchte ich diesmal drei Monate. Eigentlich konnte man ihn schon gar nicht mehr als Apparat bezeichnen. Das war eher eine komplizierte Anlage, die das halbe Zimmer einnahm. In großen Metallschränken waren riesige Lautanalysatoren untergebracht. Jeder Buchstabe hatte seinen dazugehörigen Lautfilter. Man brauchte nur irgendeinen Laut vor dem Mikrofon auszusprechen, und der Apparat setzte sofort die entsprechende Taste einer Schreibmaschine in Bewegung. Man konnte beliebig schnell sprechen und sich auf der Stelle darüber freuen, wie die beschriebenen Seiten aus der Maschine herauskrochen.

Das war ein Apparat! Ich hatte ihn nach dem neuesten Stand der Wissenschaft und Technik gebaut, aber — schon wieder tauchte ein „Aber“ auf.

Ich muß daran denken, wie flott ich drauflosdiktierte, ermuntert durch das flinke Klopfen der automatischen Tastatur. Alles ging ausgezeichnet, aber leider nur bis zu dem Augenblick, als ich die erste geschriebene Seite in die Hand nahm.

Da stand folgendes zu lesen:

„Maine Erinnerungen liebe Genossen, handln . . .“

Im ersten Moment war ich sprachlos vor Ärger.

Meine Maschine schrieb ohne jegliche Orthographie!  
Wie konnte das geschehen?

Da fiel mir ein, daß nicht die Maschine daran schuld war, sondern wir Menschen, die wir die Wörter oft gar nicht so schreiben, wie wir sie aussprechen. Wie häufig verschlucken wir das „e“, und nach dem „i“ wird es auch nicht gesagt.

Die Maschine konnte man für diesen Blödsinn nicht verantwortlich machen. Redlich schrieb sie alles auf, wie sie es hörte, ohne das geringste zu korrigieren.

Zur Verbesserung dieser Maschine brauchte ich zwei Monate. Jetzt nahm sie schon fast das ganze Zimmer ein, aber dafür schrieb sie auch tadellos.

Ich will nicht näher darauf eingehen, wie auch diese Maschine mich enttäuschte. Meine Schöpfung, die ich mit ihrer Hilfe zu Papier brachte, kam mir über die Maßen verworren und stümperhaft vor.

Ich bin also offenbar nicht imstande, meine Gedanken klar und bildhaft wiederzugeben. Ich habe kein Talent! Zu diesem für mich untröstlichen Schluß war ich endlich gelangt.

Was die Gedanken selbst betraf, darüber herrschte bei mir nicht der geringste Zweifel, sie konnten nur als glänzend bezeichnet werden. Ich fühlte, wie sie meinen Kopf anfüllten und nach außen drängten, doch ihre Wiedergabe durch die schwer bewegliche Zunge machte sie blaß und ärmlich, ja, manchmal waren sie überhaupt nicht wiederzuerkennen.

Der Entschluß, noch eine Maschine zu bauen, die alle

bisherigen übertraf, kam mir gerade in dem Augenblick, als mich der Schriftsteller G. besuchte. Dieser hatte eine ungeheure Anzahl Werke verfaßt, die aus irgendeinem Grunde keiner lesen mochte.

„Nun, wie geht es Ihnen? Arbeiten Sie?“ fragte er freundlich. „Ich hörte, daß Sie schon viel geschrieben haben.“

„Ja, ich habe schon einiges . . .“, entgegnete ich mißmutig.

„Oh, das ist ja interessant!“ fuhr G. fort. „Schade, daß ich so wenig Zeit habe, sonst würde ich es einmal lesen. Aber — ich kam eigentlich rein geschäftlich zu Ihnen. Sie haben da dem Schriftsteller S. einen wundervollen Diktographen geschenkt. Stellen Sie sich vor, jetzt überschüttet er sämtliche Verlage mit seinen Manuskripten! Der Teufel weiß, wie das zugeht! Können Sie mir vielleicht auch so einen hübschen Apparat überlassen? Ich bitte Sie sehr: Bauen Sie mir auch einen! Ja?“

An Stelle einer Antwort hakte ich den Schriftsteller unter und führte ihn in das Zimmer, in dem mein letztes Modell stand.

„Ich schenke Ihnen einen noch viel besseren Apparat, als der Schriftsteller S. bekommen hat“, murmelte ich unterwegs. „Das Gerät schreibt sogar auf, was Sie sprechen. Nehmen Sie es mit. Es ist mir hier im Wege.“

Beim Anblick der komplizierten Anlage verfärbte sich der Schriftsteller. Er maß den erschreckenden

Umfang des Schrankes und fragte schüchtern: „Kann man das alles . . . in der Scheune meines Landhauses aufstellen?“

„Kann man, kann man“, entgegnete ich kurz. „Einen Lastkraftwagen zum Transport stelle ich Ihnen zur Verfügung. Ich schicke auch die Leute . . . Nur nehmen Sie ihn mir ab!“

Bei angestrenzter Arbeit verging ein weiteres halbes Jahr. Endlich war eine neue Schriftstellermaschine entstanden, die vollkommenste, die sich ein Mensch ausdenken konnte.

Sie war ein reines Wunder! Sie vereinte in sich die neuesten Erfahrungen der Radiotechnik, der Telemechanik, der Automatik und der Elektrophysiologie. Die ganze Einrichtung füllte drei Zimmer.

In einem bequemen Spezialsessel ließ sich der Schriftsteller nieder, der Autor. Ein wenig seltsam sah er wohl aus. Auf seinem Kopf thronte eine Metallkappe, von der aus Leitungsdrähte nach allen Richtungen führten. Die gleichen Leitungen konnte man an den Armen und Beinen des „schaffenden Autors“ sehen.

Eigentlich war die Idee der neuen Maschine höchst simpel.

Sicher wissen alle, daß in unserem Organismus schwache elektrische Ströme entstehen, die im Körper umherwandern. Der Charakter dieser Ströme entspricht der Tätigkeit der verschiedenen Organe.

In der Medizin werden schon seit langem Geräte verwandt, mit deren Hilfe diese elektrischen Signale aufgefangen und — zum Beispiel die Tätigkeit des Herzens — auf einen Streifen Papier niedergeschrieben werden. Die Ärzte betrachten sie aufmerksam und werten sie aus.

Die Erforschung des Nervensystems auf der Grundlage der elektrophysiologischen Ströme ist ebenfalls schon längst bekannt. Ich rechne mir nur als Verdienst an, daß es mir gelang, die kaum wahrnehmbaren Stromstöße, die unsere Gedanken begleiten, festzulegen. Schwer war es allerdings, sie in starke elektrische Impulse umzuwandeln.

Doch nun lag diese Arbeit hinter mir. Vierzehn Schränke mit einhundertfünfundzwanzig Elektronenlampen bewältigten diese Aufgabe. Meine Gedanken verwandelten sich mit Leichtigkeit in einen auf der Schreibmaschine sauber geschriebenen Text.

Ich konnte mich lange nicht entschließen, von diesem ungewöhnlich freien Schaffen Gebrauch zu machen. Ich wartete auf eine Eingebung und eine besonders gute geistige Verfassung. Endlich war dieser Augenblick gekommen. Die Handschellen-Armbänder wurden festgeschnallt, die elektrische Kappe über meinen sorgfältig rasierten Kopf gestülpt.

Jetzt war alles fertig. Die Signalgeräte zeigten an, daß sich meine elf Laboranten auf ihren Plätzen befanden. Ich konnte beginnen.

Mit zitternder Hand drückte ich auf den Anlasser.

Den Text, den ich mit Hilfe der neuen Gedanken-druckmaschine erhielt, unterzog ich erst dann einer sorgfältigeren Durchsicht, als ich im Bett lag. Überanstrengung und ein neuer Mißerfolg hatten mich niedergeworfen.

Folgendes tanzte vor meinen Augen:

Meine Erinnerungen . . . meine Erinnerungen . . . Daß sich die Spannung im Netz nicht verringert! Von welchen Erinnerungen will ich eigentlich schreiben? Nein, besser, ich fange so an: Veranschaulichen wir uns das ruhige Schwarze Meer . . . Nein, das ist nicht gut: ‚stilles Schwarzes Meer‘ . . . Es gibt aber schon einen ‚Stillen Ozean!‘ . . . allerdings, es stimmt schon, ich erinnere mich gut daran, daß das Meer damals wirklich still war . . . Seltsam . . . Wie soll man da schreiben? . . . Veranschaulichen wir uns das Schwarze Meer, das in dem gegebenen Augenblick still war . . . und welches . . . Die verrückte Narrenkappe drückt aber auf den Kopf. — Das muß ich noch ändern! . . . Zum Teufel noch mal, was soll man nur mit diesem stillen Meer anfangen?

Und so ging es weiter.

Den Gedankenschreibapparat schenkte ich dem Dramatiker N., dem in letzter Zeit von der Öffentlichkeit wiederholt der Vorwurf des schöpferischen Stillstandes gemacht wurde. Er rechtfertigte sich damit, daß er häufig verschiedene Szenen geträumt, sie aber beim Aufwachen immer wieder vergessen habe und



sich dann nicht mehr daran erinnern könnte. Mein Gedankenschreibapparat half ihm großartig.

Die Ärzte stellten bei mir hochgradige Erschöpfung fest.

„Sie müssen unbedingt ausspannen. Drei Monate hinaus aus der Stadt, auf ein einsames Dorf, das ist das beste“, rieten sie mir. „Sie haben eine ungeheure Arbeit geleistet. Was für wunderbare Erfindungen! Die ganze medizinische Welt steht kopf vor Begeisterung. Ihr Gerät, das die Tätigkeit des Gehirns registriert . . .“

Nein, sie verstanden mich nicht!

Nicht die angespannte Arbeit der letzten zwei Jahre hatte meine Nerven zerrüttet, nein, sie nicht! Ich konnte über meinen künstlerischen Mißerfolg nicht hinwegkommen. Das war es, was meine Gesundheit untergraben hatte.

Ich wollte doch so gern Schriftsteller werden.

Nur zu diesem Zweck hatte ich die vielen komplizierten Apparate gebaut! Alle stifteten sie großen Nutzen. Der Diktograph und die Buchstabendruckmaschine wurden von anderen Schriftstellern benutzt. Der Schriftsteller G., der Autor unzähliger, von keinem gelesener Bücher, verfaßte so viel Werke, daß es ihm selbst über wurde und er völlig unerwartet zu schreiben aufhörte. Die Gedankendruckmaschine fand breite Anwendung in der Medizin und im Umgang mit Taubstummen. Auf dem Spielplan

erschieden hervorragende neue Schauspiele, die der Dramatiker N. im Schlaf ersonnen hatte.

Ich aber hatte es nicht bis zum Schriftsteller gebracht! Woran liegt das? dachte ich niedergeschlagen. Mein ganzes Streben war doch nur darauf gerichtet . . .

Lange gab ich mich meinen traurigen Betrachtungen hin, bis mir eines Tages eine — wie mir schien — völlig unbedeutende Sache zustieß.

Ich verlebte meinen Urlaub in einem kleinen Dorf. Dort ging ich eines Abends am Ufer des kleinen Sees spazieren und sah auf der Erde eine herrliche Gänsefeder liegen. Mit diesem primitiven Gegenstand haben nun die Leute vor noch gar nicht allzu langer Zeit geschrieben, ging es mir durch den Kopf. Auf welchem kläglichen Niveau stand doch damals die Technik. Ich möchte wissen, wie sie damit überhaupt schreiben konnten.

Ich hob die Feder auf und ging in eine Laube, wo ich sie mit einem Federmesser zurechtstutzte. Auf meine Bitte brachte man mir Papier und Tinte.

Ich zeichnete erst einmal ein paar Krakel, dann versuchte ich ordentlich zu schreiben.

Hm! Schreiben konnte man damit. Puschkin hatte eigentlich auch mit so einem Gänsekiel geschrieben. Und Lermontow, Gogol, Shakespeare und Dante! Es war ihnen nicht schlecht gelungen.

Aber warum hatte ich keinen Erfolg? Standen mir doch die vollkommensten Mittel der Technik zur Verfügung. Nein, es kam nicht auf die Apparate an.

sondern einzig und allein auf Talent und beharrlichen Fleiß.

Wie wäre es, wenn ich es einmal mit einem Gänsekiel versuchte? überlegte ich.

Erbittert fing ich an zu schreiben. Ich schrieb und schrieb und strich manchmal ganze Seiten durch.

Auf diese Weise entstand diese kurze Erzählung, die ich während meines Urlaubs noch sechsunddreißigmal umgeschrieben habe. Mit einem Gänsekiel, meinen Sie? Nein, nein! Ich habe sie mit einer ganz gewöhnlichen Stahlfeder geschrieben.

## Liebe junge Freundel

Anlässlich des Preisausschreibens haben viele von Euch den Wunsch geäußert, eine Aufstellung aller bisher erschienenen Hefte zu erhalten. Wir erfüllen hiermit diese Bitte.

### **Der unheimliche Schamane**

R. Agischew

vergriffen

### **Ins Innere der Erde**

W. Odhotnikow

vergriffen

### **Der Höhenrekord (2 Hefte)**

W. Nemzow

geringer Restbestand

### **Der Fall in der blauen Bucht**

A. Wadlow

vergriffen

### **Das Geheimnis der Karsthöhle**

W. Odhotnikow

vergriffen

### **Die verschwundene Insel**

L. Platow

geringer Restbestand

### **Auf dem Butu**

W. K. Arsenjew

vergriffen

### **Galtamas Rettung**

G. Kungurow

vergriffen

### **Auf heller Spur**

N. Toman

vergriffen

**Die Feuerkugel**

W. Nemzow

vergriffen

**Das Observatorium von Nur-i-Descht**

I. Jefremow

geringer Restbestand

**Mister Clerk hat sich verrechnet (2 Hefte)**

M. Makljarski

geringer Restbestand

**Der Untergang der „Adler“**

K. Solotowski

geringer Restbestand

**Das weiße Horn**

I. Jefremow

vergriffen

**Der rasende Hai**

K. Solotowski

vergriffen

**In den Katakomben von Taiyüan (2 Hefte)**

N. Schpanow

vergriffen

**Der Kommandant der Vogelinsel**

S. Dikowski

vergriffen

**Der zehnte Planet**

S. Beljajew

vergriffen

**Der Schatz in der Baranow-Bucht**

W. Boldyrjow

vergriffen

**Die geheimnisvolle Limousine**

W. Saparin

vergriffen

**Das Ende der „Sago-Maru“**

S. Dikowski

geringer Restbestand

**Rauhreif auf Palmen (2 Hefte)**

G. Gurewitsch

vergriffen

**Polarflieger**

M. Wodopjanow

**Kassandas Flucht**

I. Walentinow

**Der Schwalbenkonstrukteur**

B. Djacenko

**Kinuli**

W. Tschaplina

**Im Zug nach Saratow**

N. Toman

**Der Brief mit den Hahnenfedern**

Hua Schan

Alle noch nicht vergriffenen Hefte der „Jugendreihe“ können in den Buchhandlungen und beim Postzeitungsvertrieb nachbestellt werden.



M. WODOPJANOW

## *Die verlorene Million*

Eines Tages besucht der junge Michail Wodopjanow die „Flimmerbilder“ im nahen Städtchen Lipezk. Der erste Kinobesuch läßt ihn die ganze Nacht nicht schlafen. Hatte er doch bis dahin geglaubt, daß die Welt überall gleich sei. Die Menschen lebten, pflügten, ernteten und gingen in die Kirche . . . Und da stellte sich plötzlich heraus, daß es große Städte mit riesigen Häusern gab, fahrende und fliegende Maschinen und Menschen, die diese Maschinen steuerten.

Das neue, interessante Leben lockt. Wodopjanow verläßt sein Heimatdorf und ruht nicht eher, bis er sein Ziel erreicht: Er wird Flieger. Im nächsten Heft erzählen wir euch vom Lebensweg des sowjetischen Piloten, von seinen ersten, aufregenden Flügen und seiner Beteiligung an der Rettung der Tscheljuskin-Expedition.